



Digital Natives

Wie braucht die «Generation Internet» das Internet?

Zentrum für Technologieabfolgen-Abschätzung TA-SWISS

Im Auftrag des Parlaments schätzt TA-SWISS Auswirkungen neuer Technologien ab und erarbeitet Entscheidungsgrundlagen, insbesondere für die Politik. Themen der Biotechnologie und Medizin sowie der Informations- und Nanotechnologie werden in interdisziplinären Studien analysiert oder in Dialog- und Mitwirkungsverfahren mit Bürgerinnen und Bürgern debattiert. Die Ergebnisse der Studien werden auch einem breiteren Publikum vermittelt. TA-SWISS ist ein Kompetenzzentrum der Akademien der Wissenschaften Schweiz. Seine Aufgabe ist im Bundesgesetz über die Forschung verankert.

Impressum

Digital Natives. Wie braucht die «Generation Internet» das Internet?

TA-SWISS (Hrsg.). Bern 2011.

TA-P15/2011

Das Projekt wird unterstützt von der Kommission für Technologie und Innovation KTI und dem Bundesamt für Kommunikation BAKOM.

Projektleitung: Nadia Ben Zbir, Danielle Bütschi, TA-SWISS

Autorin: Christine D'Anna-Huber

Redaktion: Nadia Ben Zbir, Susanne Brenner, TA-SWISS

Layout: Hannes Saxer, Bern

Zeichnungen: Bénédicte

Druck: Jordi AG – Das Medienhaus, CH-3123 Belp

Inhaltsverzeichnis

| | | | |
|---|----|---|----|
| Zusammenfassung | 4 | Sicherheitslücken | 16 |
| Die Facebook-Generation | 4 | 1 : 0 für die Wirklichkeit | 16 |
| Rumhängen auf dem virtuellen Pausenplatz..... | 4 | Surfen fürs Gemüt | 17 |
| Ein digitaler Lückenbüsser | 4 | Internetsucht..... | 18 |
| Wo Jugendliche sind, ist Internet..... | 5 | Eine unmässige Begierde..... | 18 |
| | | Eltern und Schule | 20 |
| Warum ein PubliTalk mit den «Digital Natives»? ... | 6 | Informiert, aber besser? | 20 |
| Im Internetschmelz geboren..... | 6 | «Wir sind doch nicht in China» | 21 |
| Einem Phantom auf der Spur | 6 | Wie gratis ist gratis? | 22 |
| Vorteile eines Mitwirkungsverfahrens | 7 | Wünsche und Fragen | 22 |
| Vom Bleistift zum Web 2.0..... | 7 | | |
| | | C'est le ton qui fait la musique | 23 |
| Unter der Lupe | 8 | Natives versus Immigrants | 23 |
| Alter und Geschlecht | 8 | Digitale Meister fallen nicht vom Himmel..... | 23 |
| Internetnutzung..... | 8 | Mythos «Digital Natives» | 25 |
| Wer schreibt noch E-Mails?..... | 8 | «Bill Gates wird immer reicher»..... | 26 |
| Internet wozu? | 8 | In der guten digitalen Stube | 26 |
| Ein Handy ist nicht nur ein Handy | 9 | | |
| Es ginge (vielleicht) auch ohne..... | 10 | | |
| JAMES-Studie | 10 | | |
| JAMES-Studie: Wie Jugendliche Handy und Internet nutzen..... | 11 | | |
| | | | |
| Diskussion nach Themen | 12 | | |
| Graue vordigitale Zeit | 12 | | |
| The Return of the Native – Am Abend nach der Schule | 13 | | |
| Kein Buch mit sieben Siegeln..... | 14 | | |
| Privat ist, wenn ich es sage | 15 | | |
| Gar viele wollen die Jungen schützen..... | 15 | | |

Zusammenfassung

Die Facebook-Generation

77 Prozent der Schweizer Haushalte verfügen laut Angaben des Bundesamtes für Statistik 2010 über einen eigenen Internetanschluss. Die gleiche im Rahmen der neuen Volkszählung durchgeführte Erhebung zeigt, dass die meisten Schweizer Internetbenutzer um ihre Sicherheit im weltweiten Netz besorgt sind. Und ganz besonders grosse Sorgen macht ihnen, neben der Angst vor Viren, vor dem Missbrauch persönlicher Daten und finanziellen Verlusten, wie es im Cyberspace um die Sicherheit von Kindern und Jugendlichen bestellt sei. Diese Besorgnis ging ganz klar auch aus dem TA-SWISS-Projekt «Dialog Internet und ich» hervor, in welchem 35 Bürgerinnen und Bürger sich mit den Herausforderungen des Internets auseinandersetzen.

Wie die «Digital Natives», die im Internetzeitalter geborene «Generation Y», diese Gefahren selber einschätzen und wie sie mit dem Internet tatsächlich umgehen, untersuchte TA-SWISS in drei PubliTalk-Diskussionen. Teilnehmende waren hier rund 100 Schülerinnen und Schüler zwischen 15 und 18 Jahren aus der Deutschschweiz, der Romandie und dem Tessin.

Rumhängen auf dem virtuellen Pausenplatz

Es zeigt sich dabei, dass das Internet für die «Netzgeneration» ganz klar zu einem wichtigen Bestandteil des Alltags geworden ist, seine Nutzung ist fest in ihren Tagesablauf integriert. Es fällt diesen Jugendlichen schwer, sich vorzustellen, dass das Internet als sozialer Raum erst seit knapp 15 Jahren existiert und bereits für die Generation ihrer Eltern keine Selbstverständlichkeit ist. Gleichzeitig gibt es für sie ganz klar noch immer Wichtigeres im Leben und ähnlich wie die Teilnehmer des «Dialog Internet und ich», die älter waren, kennen sie die Gefahren, die sie den neuen Medien zuschreiben – etwa die Verkümmern sozialer Kontakte, die Schädlichkeit der verbreiteten Inhalte oder die Gefahr einer krankhaften Abhängigkeit – eher vom Hörensagen und aus den Medien als aus eigener Erfahrung.

Interessant ist auch, dass diese zu Technologiefreaks erklärte Generation, der «die Netztechnik quasi schon ins Erbgut übergegangen ist», wie es beispielsweise die Zeitschrift «Der Stern» in einem Artikel umschrieben hat, in Tat und Wahrheit in ihrem Umgang mit dem Internet letztendlich ähnlich passive Konsumenten sind wie die Generation ihrer Eltern. Die Netz-

geborenen nutzen das Internet zwar weitaus häufiger, intensiver und länger und kennen mehr seiner Dienstleistungen, aber auch für sie ist das interaktive Web 2.0 nicht wirklich ein «Mitmachweb». Denn einmal abgesehen davon, dass die meisten ihre Facebook-Seite alimentieren, stellen nur vereinzelte weiteren Content fürs Internet her. Sehr wenige bloggen, twittern oder nehmen an Foren teil, sehr wenige besitzen genügend Wissen, um hinter die «Nutzeroberfläche» sehen zu können: selbstbezeichnete Hacker oder von den Schulkameraden ihres Wissens wegen konsultierte Nerds bilden die Ausnahme.

Dafür geht den Jugendlichen die etwas ängstliche Ambivalenz der älteren Teilnehmer gegenüber dem Internet vollständig ab. Das Netz ist für die befragten «Digital Natives» eine grundsätzlich gute und nützliche Sache und sehr pragmatisch weisen sie darauf hin, dass es am Einzelnen liege, was er daraus mache. Sie nutzen die Dienstleistungen des Internets mit grosser Selbstverständlichkeit: Es ist für sie ein unverzichtbar gewordenes Nachschlagwerk für Schule und Alltag. Die meiste Zeit allerdings verbringen sie auf Social-Network-Plattformen, allen voran Facebook. Und während hier viele Erwachsene vor allem die Gefahr, sehen, dass junge Leute Unbekannten gegenüber zu viel von ihrer Privatsphäre preisgeben und in hemmungsloser digitaler Selbstinszenierung die Haftung mit dem Boden der Wirklichkeit verlieren könnten, sieht die Mehrheit der Jugendlichen Facebook ganz einfach als virtuellen Pausenplatz. Dort sucht man nicht den Kontakt zu Unbekannten, sondern vertreibt sich die Zeit mit den Freunden und Kameraden, mit denen man auch tagsüber herumhängt.

Ein digitaler Lückenbüsser

Dass sie im Allgemeinen zu viel Zeit online verbringen, räumen die meisten Jugendlichen ein, ihr Sozialleben sehen sie dadurch aber nicht gefährdet, eher ihre Gesundheit. Doch das Surfen im Netz bleibt für sie ganz klar ein Lückenbüsser. Es ist ein ungeheuer bequemer, preisgünstiger und vielfältiger Zeitvertreib für langweilige Randstunden. Viele haben ausserdem den Eindruck, dass sie etwa gleich viel Zeit vor dem PC verbringen wie früher vor dem TV.

Im Allgemeinen zeigen sich die Jugendlichen weit weniger naiv, als viele Ältere fürchten, gleichzeitig aber auch sorgloser, als ihren Eltern lieb sein dürfte. Sie achten beispielsweise sehr bewusst darauf, nicht zu

viele persönliche Daten ins Netz zu stellen, und haben sich angewöhnt, indiskrete Fragen mit Falschinformation zu beantworten. Dass alles, was einmal den Weg auf das Internet gefunden hat, dort auch bleibt, beunruhigt sie hingegen nicht besonders. Manch einem will beispielsweise nicht in den Kopf, warum Bilder feuchtfröhlicher Partyexzesse einen zukünftigen Lehrmeister oder Arbeitsgeber überhaupt interessieren sollten. Mehrheitlich blenden sie auch das Risiko aus, dass persönliche Bilder und Daten von Dritten ohne ihre Zustimmung ins Internet gestellt werden könnten.

Über die Glaubwürdigkeit der auf dem Internet verfügbaren Information machen sich die Jugendlichen keine grossen Illusionen: Für ihren Bedarf – das heisst hauptsächlich zur Unterhaltung und für die Schule – ist ihnen die Bequemlichkeit leicht und rasch zugänglicher Information wichtig. Warum die Mühe auf sich nehmen, in eine Bibliothek zu gehen oder ein ganzes Buch durchblättern, wenn etwas halbwegs Brauchbares nur ein paar Mausklicks entfernt zu haben ist?

Dass die Schule den kritischen Umgang mit den digitalen Medien unterrichten solle – eine der Forderungen der älteren Teilnehmenden – erachten die befragten Jungen für unnötig. Sie plädieren eher dafür, dass Eltern ihren Kindern klare, auch zeitliche Grenzen setzen müssten, damit der Internetkonsum nicht ausufere. Und ganz ähnlich wie die Erwachsenen machen sie sich ihrerseits Sorgen darüber, dass Jüngere auf dem Internet Gefahren, schockierenden oder schädlichen Inhalten (Pornographie, Gewalt) ausgesetzt sein oder mit für sie gefährlichen Personen in Kontakt treten könnten. Hier, und nur hier, wünschen sie sich eine stärkere staatliche Kontrolle des Internets.

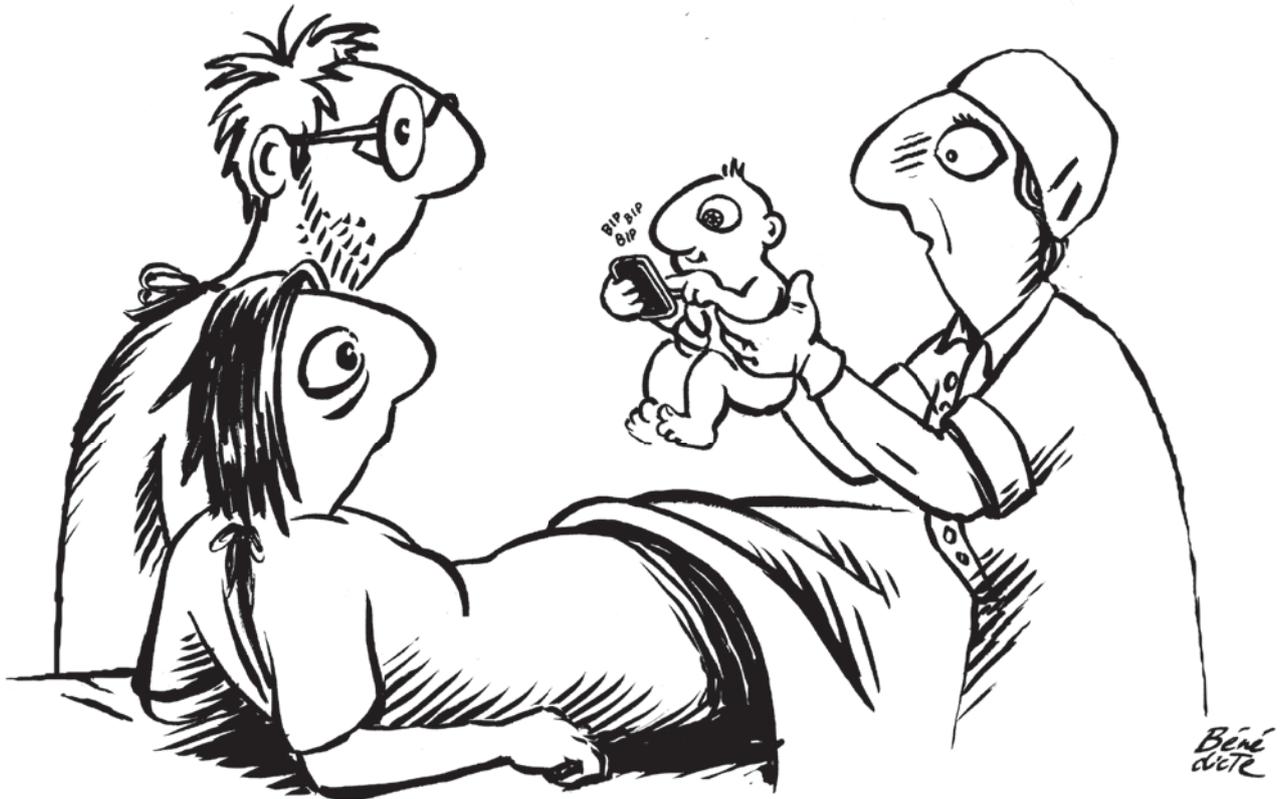
Trotzdem erscheint gezielte Medienerziehung zumindest in einem Bereich angebracht: Denn gerade weil das Internet für die jugendlichen Nutzer zu einem alltäglichen und vertrauten Begegnungsraum geworden ist, blenden sie völlig aus, dass es gleichzeitig ein riesiger, hart umkämpfter Markt ist, in dem sie als Nutzer eine mit nicht nur fairen Mitteln umworbene Geldquelle darstellen.

Wo Jugendliche sind, ist Internet

Ob ein privater Internetanschluss vorhanden ist oder nicht, hängt massgeblich von der Zusammensetzung des Haushalts, seiner Grösse und dem Alter seiner Mitglieder ab. Die Quoten variieren zwischen 95 Prozent für die Haushalte, in denen die älteste Person unter 50-jährig ist, und 33 Prozent für die Haushalte, deren ältestes Mitglied 70-jährig oder älter ist. Nebst dem Alter korreliert auch die Präsenz von Kindern mit der Internetversorgung des Haushalts. Dies scheint die Rolle, die Kinder bei der Übernahme neuer Technologien spielen, zu bestätigen. Nach Regionen betrachtet, weist die italienische Schweiz, wo 64 Prozent der Haushalte ans Internet angeschlossen sind, gegenüber der Deutschschweiz und der französischen Schweiz einen Rückstand auf. Bei den Haushalten mit den jüngsten Mitgliedern ist dieser regionale Unterschied jedoch weniger stark.

Quelle: Bundesamt für Statistik, Medienmitteilung vom 4.2.2011

Warum ein PubliTalk mit den «Digital Natives»?



Im Internetschungel geboren

Wer sind eigentlich die viel und gern zitierten «Digital Natives»? Der US-amerikanische Erziehungswissenschaftler Marc Prensky prägte den Begriff, als er in einem Artikel (On the Horizon, NCB University Press, Vol. 9, No. 6, 2001) forderte, Erziehung, Schule und Ausbildung müssten dringend den Bedürfnissen einer mit dem Internet aufgewachsenen und mit all seinen Möglichkeiten schon fast traumwandlerisch vertrauten Generation angepasst werden. Denn diese Generation habe durch den ständigen Konsum digitaler Inhalte eine ganz andere Denkweise entwickelt als die «Digital Immigrants», die digital Unbedarften. Die müssten sich, da er ihnen nicht in die Wiege gelegt wurde, den Umgang mit dem Internet erst mühsam erarbeiten.

Das Bild der digitalen Ureinwohner hat seither seinen Weg gemacht. Es ist das Bild einer mobilen, an Vernetzung, Multitasking und sofortige Erfüllung (immediate Gratifikation) gewohnten Jugend. Für diese, auch «Generation Y» genannte Bevölkerungsgruppe, soll sich die Grenze zwischen virtueller und realer Welt längst verwischt haben. Sie lebe mit einem Fuss im Netz, das sie durch ihre Teilnahme auch mit- und weiterformt. Sie habe traditionellen Medien (Zeitungen,

Film, Musik) und deren Inhalten gegenüber eine ganz neue Haltung entwickelt und sei insbesondere nicht mehr bereit, für Inhalte zu bezahlen.

Einem Phantom auf der Spur

Im europäischen Vergleich liegt die Schweiz, wie die soeben durchgeführte Omnibus-Erhebung des Bundesamtes für Statistik erneut gezeigt hat, sowohl bei der Internetanschlussquote der privaten Haushalte als auch beim Anteil der Internetnutzerinnen und -nutzer im Spitzenfeld, gleich hinter den skandinavischen Ländern und den Niederlanden. Es versteht sich also von selbst, dass TA-SWISS sich auch mit dieser Entwicklung kritisch auseinandersetzt.

Seit 1992 schätzt das Zentrum für Technologiefolgenabschätzung (TA-SWISS) Chancen und Risiken neuer technischer Entwicklungen ab und berät Parlament und Bundesrat in Bezug auf die gesellschaftlichen, rechtlichen, politischen und wirtschaftlichen Fragen, welche die Anwendung neuer Technologien aufwerfen. Das Projekt «Internet der Zukunft» wird von der Förderagentur für Innovation (KTI) und vom Bundesamt für Kommunikation (BAKOM) unterstützt und besteht aus verschiedenen Modulen.

In einem ersten Schritt hat ein Fachjournalist aufgezeigt, wie das Internet unsere Lebenswelt beeinflusst und welche Fragen es in Bezug auf die Zukunft aufwirft, nachzulesen in der Broschüre «Herausforderung Internet». Darauf hat TA-SWISS die Meinung von 18 Experten unterschiedlicher Fachgebiete zur Entwicklung des Internets eingeholt und im Bericht «Weiterknüpfen am Netz der Netze» zusammengefasst. Und schliesslich wurden in einem partizipativen Verfahren interessierte Laien in die Reflexion einbezogen. Rund 30 Bürgerinnen und Bürger aus der ganzen Schweiz nahmen an diesem Verfahren teil und formulierten eine Reihe von Empfehlungen zuhanden von Entscheidungsträgern in Politik und Wirtschaft. Die Broschüre «Dialog Internet und ich» gibt einen Einblick in dieses Mitwirkungsverfahren. Alle drei Berichte können von www.ta-swiss.ch heruntergeladen werden.

Allerdings fehlte in diesem Reflexionsprozess zum Internet bisher die Stimme der «Digital Natives» beinahe vollständig, ein Umstand den die Teilnehmenden selber bedauerten, zumal sie ihre eigenen Vorbehalte und ihr Unbehagen den digitalen Medien gegenüber oft auf die Jugend übertrugen. Und so beispielsweise mit Nachdruck forderten, Kindern und Jugendlichen müsse im Rahmen des obligatorischen Schulunterrichts der korrekte und sichere Umgang mit den neuen Medien vermittelt werden.

TA-SWISS hat deshalb ein weiteres Modul entwickelt, um auch die Sichtweise der im digitalen Zeitalter Geborenen aufzeigen zu können. Zur Teilnahme konnten sechs Schulklassen mit insgesamt rund 100 Schülern in einem Alter zwischen 15 und 18 Jahren gewonnen werden: zwei Klassen der Kantonsschule (Gymnasium) in Romanshorn, zwei Klassen der Scuola commerciale in Bellinzona und zwei Klassen an der Ecole de culture générale Jean-Piaget in Genf.

Vorteile eines Mitwirkungsverfahrens

In Mitwirkungsverfahren, wie sie TA-SWISS durchführt, können differenzierte Argumentationsketten aufgezeichnet und Einsichten dazu gewonnen werden, wie eine bestimmte Gruppe eine Thematik wahrnimmt und wie sie die Rolle der beteiligten Akteure (Politik, Wirtschaft, Wissenschaft) einschätzt. Die Methode liefert aufgrund der beschränkten Anzahl der Teilnehmenden keine statistisch repräsentativen Aussagen, sie ermöglicht jedoch wertvolle Erkenntnisse qualitativer Art und liefert ein nuanciertes Bild des Empfindens, der Überzeugungen und Vorbehalte einer bestimmten Gruppe.

Wichtig sind bei Mitwirkungsverfahren ein gut strukturierter Ablauf und klar definierte Spielregeln, damit eine Vergleichbarkeit der Ergebnisse der verschiedenen Gruppen erzielt werden kann. In diesem Sinne waren auch die Diskussionen mit den jugendlichen Internetnutzern in allen drei Landesteilen genau gleich aufgebaut. Den Schülerinnen und Schülern wurde zuerst erklärt, welche Ziele TA-SWISS verfolgt und wie das Projekt «Internet der Zukunft» und seine verschiedenen Module aufgebaut sind. Klar thematisiert wurde auch, dass bisher die «digital Geborenen» kaum zu Wort gekommen seien und TA-SWISS deshalb mehr über ihre Nutzung und Wahrnehmung des Internets erfahren wolle. Abgerundet wurde dieser erste Teil durch die Einspielung des Referats von Stéphane Koch, Informationstechnologie-Experte und Mitglied der Begleitgruppe, welches die Entwicklung des Internets von seinen Anfängen bis zu seinen möglichen zukünftigen Anwendungen aufzeigt.

Den anschliessenden Gesprächsrunden lag ein identisches Fragenraster zugrunde, geleitet wurden sie von je einem Moderator nach den gleichen, zu Beginn klar erläuterten Spielregeln. Die Teilnehmenden wurden – in Gruppen von 10 bis 15 Schülern aufgeteilt – zu ihren Nutzungsgewohnheiten befragt. Angesprochen wurden zudem gesellschaftliche, und regulatorische Fragen im Zusammenhang mit dem Internet. Die Moderatoren traten als neutrale Gesprächsleiter auf und nahmen nicht aktiv an der Debatte teil. Ihre Rolle beschränkte sich darauf, das Wort zu erteilen, Wortmeldungen zusammenzufassen, Verständnisfragen zu stellen, Inhalte zu klären und Zusammenhänge aufzuzeigen. Am Ende der Diskussionsrunden füllten die Teilnehmenden einen detaillierten Fragebogen zu ihren Internet-Gewohnheiten aus.

Vom Bleistift zum Web 2.0

Das Referat von Stéphane Koch stützt sich auf dem Youtube-Klassiker «Vom Bleistift zum Web 2.0» des amerikanischen Kulturanthropologen Michael Wesch. Darin wird die Entwicklung vom statischen Internet der ersten Generation zum dynamischen Web 2.0 aufgezeigt.

<http://www.youtube.com/watch?v=0bon1XkVIHk>

Unter der Lupe

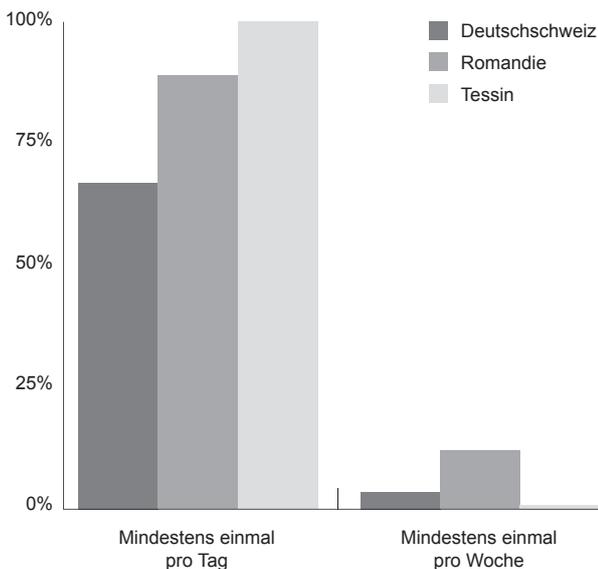
Alter und Geschlecht

Das Durchschnittsalter betrug in Romanshorn 16,8 Jahre, in Genf 15,9 und 16,6 Jahre in Bellinzona. Das Geschlechterverhältnis fiel insgesamt leicht zum Vorteil der Mädchen aus.

Internetnutzung

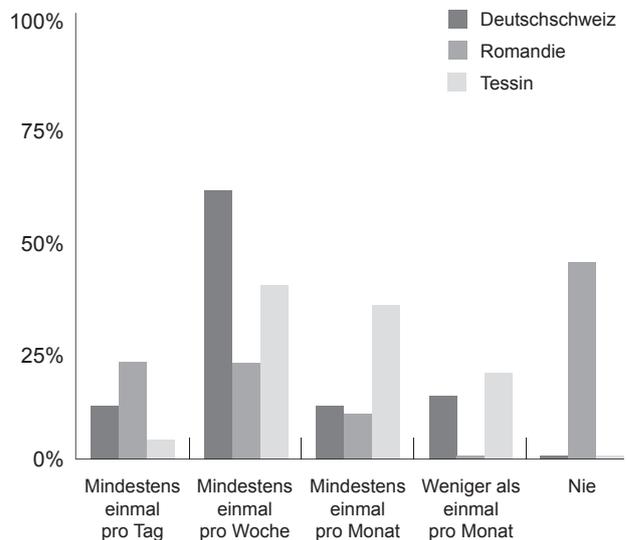
In allen drei Gruppen nutzt die überwiegende Mehrheit das Internet zu Hause täglich, eine sehr kleine Minderheit zumindest einmal pro Woche. Einen Internetzugang haben zu Hause alle, ein Mädchen im Tessin braucht seinen PC sehr selten, weil er alt und langsam ist. Der PC wird meist gleich beim Nachhausekommen angestellt und läuft dann den ganzen Abend, manchmal parallel zum TV.

Wie oft benutzen Sie das Internet?



Im Durchschnitt sind die Teilnehmenden zwischen 3 bis 5 Stunden pro Tag online: «Mindestens einen Abend pro Tag», umschreibt das eine Genfer Schülerin sehr hübsch. «Eigentlich ist das krank, aber das Internet ist eben ein einfacher, billiger Zeitvertreib», kommentiert eine Gruppe im Tessin den mehrstündigen täglichen Konsum, «man bleibt sehr leicht hängen.» Interessant ist, dass beispielsweise in Romanshorn die meisten Teilnehmenden angeben, das Internet erst seit rund drei Jahren regelmässig zu nutzen: «Die wirklich breite Nutzung des Internets wird erst auf der Oberstufe relevant», wird hier bemerkt, «vorher interessiert es nicht so sehr und die Eltern sehen es nicht gerne.»

Wie oft schreiben Sie E-Mails?



Wer schreibt noch E-Mails?

Beim TA-SWISS-Mitwirkungsverfahren «Dialog Internet und ich» gab die Mehrheit der Teilnehmenden an, täglich E-Mails zu erhalten und zu versenden. Allerdings betrug das Durchschnittsalter dieser Bürgerinnen und Bürgern rund 45 Jahre. Bei den hier befragten «Digital Natives» sieht die Sache ganz anders aus. In allen drei Gruppen schreiben nur gerade 10 Prozent der Schüler täglich E-Mails. Ganz aus den Gewohnheiten verschwunden ist die elektronische Post allerdings auch nicht. Die Mehrheit (46 Prozent) verfasst immerhin noch mindestens einmal pro Woche oder pro Monat eine E-Mail (23 Prozent), weitere 20 Prozent tun es weniger als einmal im Monat oder gar nie (61 Prozent der Romands). Interessant ist hier vor allem, welcher Stellenwert den E-Mails zugeschrieben ist. «Eine E-Mail ist seriöser, verbindlicher als ein SMS», sagte beispielsweise eine Schülerin in Bellinzona. In Romanshorn wurde bemerkt, dass die Kommunikation mit Erwachsenen, insbesondere mit Lehrern und Schulbehörden, bevorzugt über E-Mail laufe.

Internet wozu?

In allen drei Gruppen stimmt das Nutzungsverhalten mehrheitlich überein. Der Grossteil der Internetaktivitäten besteht in der Pflege sozialer Netzwerke. 48 Prozent tun dies häufig, 39 Prozent gelegentlich. 45 Prozent gehen auf dem Internet häufig und 39 Prozent gelegentlich auch anderen Aktivitäten nach. Aufgelistet werden hier: Google, Youtube, chatten

über MSN, Zeitungen online lesen, TV, Filme, Videos und Sportprogramme anschauen oder downloaden, Musik hören oder runterladen, gamen, für die Schule oder aus Privatinteresse Informationen recherchieren und Wörterbücher konsultieren, Fotos bearbeiten und Fotoalben anlegen.

Einkaufen übers Internet bleibt umstritten. Einerseits, weil diese Altersgruppe nicht wirklich über die nötige Kaufkraft verfügt, andererseits, weil die Angst vor Scherereien zu gross ist: Die Ware könnte nicht geliefert werden oder nicht den Erwartungen entsprechen, die Geldüberweisung nicht klappen. Die Mehrheit der Befragten tätigt gar keine Einkäufe online (58.5 Prozent), die meisten übrigen höchstens gelegentlich (40 Prozent). Dafür eignet sich das Internet in den Augen der Befragten gut dazu, sich vorgängig über Produkte, die man gelegentlich kaufen möchte, zu informieren und herauszufinden, wo sie am günstigsten erhältlich sind. Das Misstrauen gegen Online-Käufe ist offenbar auch bei den Eltern verbreitet. Nur eine Tessinerin gibt an, dass ihre Familie regelmässig Lebensmittel online besorgt. E-Banking schliesslich ist für diese Altersgruppe, die noch nicht im Berufsleben steht, kaum ein Thema; auch hier äussern sich die meisten eher misstrauisch.

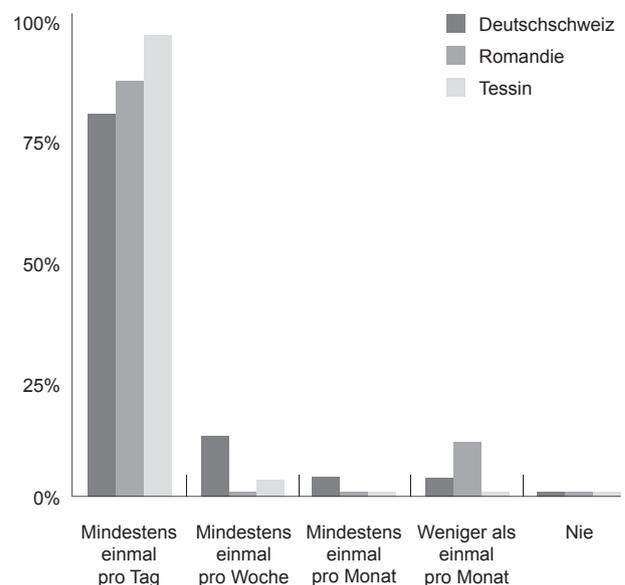
Schliesslich fällt auf, dass das interaktive Web 2.0 für die meisten dieser Schülerinnen und Schüler eher eine Einbahnstrasse bleibt. Sie sind eifrige Nutzer und Konsumenten des weltweiten Netzes, aber nicht wirklich aktive Teilnehmer. Nur gerade 7,3 Prozent verfassen regelmässig einen eigenen Blog, twittern oder unterhalten eine Internetseite, 25 Prozent gelegentlich und 68,3 Prozent gar nie. Ebenso selten beteiligen sich die Schüler aller drei Gruppen an Diskussionsforen (66 Prozent nie, 29 Prozent gelegentlich und nur 5 Prozent häufig). Content fürs weltweite Netz produzieren also die wenigsten, wenn man davon absieht, dass sie ihre eigenen Facebook-Konten regelmässig mit Inhalten, Fotos und Videos versehen und Kommentare auf die Seiten ihrer Freunde schreiben. 13 Prozent tun selbst das nicht. Für Mitglieder einer Generation, welcher nachgesagt wird, das Internet blindlings zu beherrschen, scheint das ein erstaunlich passives Verhalten.

Ein Handy ist nicht nur ein Handy

Genauso eindeutig wie zum Internet fallen die Antworten in Bezug auf die Nutzung des Mobiltelefons aus: In der Romandie und im Tessin braucht die überwie-

gende Mehrheit das Handy mindestens einmal am Tag, nur je eine Schülerin im Tessin und ein Schüler in Genf tun das weniger häufig, nämlich mindestens einmal pro Woche, respektive weniger als einmal im Monat. In der Deutschweizer Gruppe hingegen nutzen immerhin 18 Prozent ihr Handy nicht täglich. Ganz ohne Handy kommt aber niemand aus, in keiner der drei Gruppen.

Wie oft benutzen Sie ein Mobiltelefon?



Das Mobiltelefon ist für die teilnehmenden Schülerinnen und Schüler im Allgemeinen allerdings ein zu teurer Spass, um damit extensiv im Internet zu surfen oder andere kostenpflichtige Dienstleistungen zu nutzen (23 Prozent tun das häufig, 14 Prozent gelegentlich und 62 Prozent nie). Immerhin besitzen 38 Prozent ein Smartphone, 5 Prozent geben an, dass sie dank dem neuesten iPod-Modell über einen mobilen Internetzugang verfügen. Auch E-Mails schreiben und lesen 77 Prozent mit ihrem Mobiltelefon nie, 13 Prozent gelegentlich und 10 Prozent häufig.

Dafür ist ihr Handy für 48 Prozent nicht nur ein Handy, sondern viel mehr: Es ist, je nachdem, ein Wecker, eine Uhr, ein Notizbuch oder ein Kalender. Mit einem Handy kann man Musik hören, spielen und Spiele austauschen und Fotos machen. Es gibt geschlechterspezifische Unterschiede: Jungs gamen lieber, Mädchen machen mehr Fotos. Mit Google Earth findet man jede Adresse, man kann – immer vorausgesetzt, dass die Eltern grosszügig genug sind, um

einen mobilen Internetzugang zu finanzieren – Videos und TV-Programme ansehen, Kinoprogramme und Fahrpläne konsultieren, Gratisapps downloaden oder kostenpflichtige dank entsprechenden Websites kostenlos auf ein gehacktes iPhone laden. Man kann MMS versenden, oder, wenn man – wie ein Mädchen im Tessin etwas verschämt anmerkt, nur ein altes Handy hat, das nichts anderes kann – zumindest SMS. Für viele ist das Versenden von SMS eindeutig die wichtigste Anforderung an ein Handy – zumal dies dank Applikationen wie «whatsapp» keinen Rappen Geld kostet. «Was ich mit meinem Handy tue? Natürlich SMS schreiben, hehe ...», notiert ein Schüler aus Romanshorn treffend.

Es ginge (vielleicht) auch ohne

Der Aussage «Internet ist ein Kommunikationsmittel, das mich begeistert» stimmen 81 Prozent aller Schülerinnen und Schüler zu. In Romanshorn sind es gar 100 Prozent, während sich die Gruppe in Genf am wenigsten begeistert zeigt: Hier stimmen nur 44 Prozent zu.

Dass man sich vor dem Internet fürchten sollte, denkt rund ein Drittel der Schüler, in Bellinzona findet diese Aussage die grösste Zustimmung (49 Prozent). Keinen Grund zur Furcht sehen 42 Prozent der Schüler, allen voran die Klassen in Romanshorn (63 Prozent). Zurückhaltender zeigen sich die Romands: 35 Prozent äussern keine Meinung zu dieser Frage, gegen 21 Prozent in Romanshorn und 20 Prozent in Bellinzona.

Grösseren Konsens findet die Frage, ob Internet das Leben erleichtere: für 70 Prozent der Schülerinnen und Schüler ist das ganz klar der Fall (je 72 Prozent in Romanshorn und Bellinzona, 52 Prozent in Genf), nicht einverstanden sind 11 Prozent und auch hier nur mit Vorbehalt: «Kommt drauf an», schreibt eine Genferin neben die Frage und ein Schüler in Romanshorn setzt sein Kreuz zwischen «einverstanden» und «nicht einverstanden».

Dass Internet mehr Probleme verursache, als es löse, leuchtet 47 Prozent der Befragten überhaupt nicht ein und verneinen die Aussage, 41 Prozent wollen keine Meinung dazu äussern.

Und aufs Internet verzichten? Auf keinen Fall, urteilen 62 Prozent, am entschiedensten die Tessiner Schülerinnen und Schüler (80 Prozent). In Romanshorn sind

es 57 Prozent. Die Romands tanzen hier allerdings aus der Reihe: Zwar möchten 35 Prozent ebenfalls nicht auf das Internet verzichten, weitere 48 Prozent hingegen könnte sich ein Leben ohne sehr gut vorstellen. Der Durchschnittswert der drei Gruppen beträgt 18 Prozent, weitere 15 Prozent aller Schülerinnen und Schüler ziehen es vor, keine Meinung zu äussern. Und verschiedene fügen einen Kommentar hinzu: «Ein Verzicht wäre schon schwierig für uns, die wir in eine Welt geboren wurden, in der das Internet zum Inventar gehört», schreibt ein Mädchen in Bellinzona. «Wenn es unbedingt sein müsste, ginge es auch ohne», ein 16-Jähriger in Romanshorn. Und sein Kollege setzt sein Kreuz wieder irgendwo in die Mitte.

JAMES-Studie

Die JAMES-Studie (Kasten Seite 11) zeigt, dass der Umgang der Jugendlichen in diesem TA-SWISS-Projekt mit dem Internet ziemlich genau demjenigen einer viel grösseren Kontrollgruppe entspricht. Die JAMES-Studie ist ihrerseits vergleichbar mit der in Deutschland durchgeführten JIM-Studie. Hier wie dort ist die Aussage dieselbe: Internet und insbesondere Social Networks sind wichtig, der Kontakt mit dem Freunden in der «wahren Welt» aber ungleich wichtiger. Und der Schutz persönlicher Daten und der Privatsphäre wird durchaus ernst genommen.

Einzig in Bezug auf die Gestaltung von Content urteilt die JAMES-Studie etwas milder und hält den Jugendlichen zu gut, nicht nur passive Nutzer zu sein. Auch hier wird allerdings bemerkt, dass dies meist im Rahmen von Social Networks geschehe.

JAMES-Studie: Wie Jugendliche Handy und Internet nutzen

Die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) hat das Mediennutzungsverhalten von Jugendlichen zwischen 12 und 19 Jahren in der umfassenden, nationalen JAMES-Studie untersucht. Im Rahmen der JAMES-Studie 2010 wurden über 1000 Schweizer Jugendliche befragt. Die Stichprobe ist repräsentativ in Bezug auf die Grundgesamtheit (Schülerinnen und Schüler der Schweiz im Alter von 12 bis 19 Jahren).

Freizeit: Das Treffen mit Freunden steht bei den non-medialen Freizeitbeschäftigungen der Schweizer Jugendlichen an erster Stelle. 83 Prozent der Befragten geben an, dies täglich oder mehrmals pro Woche zu tun. An zweiter Stelle wird «Sport treiben» genannt, wobei hier starke Geschlechter- und Altersunterschiede auftreten. Knaben treiben häufiger Sport als Mädchen, und Jüngere öfter als Ältere. Auf dem dritten Rang folgt «ausruhen und nichts tun». Rund ein Viertel der Befragten macht mehrmals pro Woche selbst Musik. Bei den medialen Freizeitbeschäftigungen stehen Handy und Internet gemeinsam an erster Stelle. Im Vergleich zur deutschen JIM-Studie 2009 hat das Fernsehen seinen Spitzenrang eingebüsst. Insbesondere bei den Computer- und Videogames ist ein starker Geschlechterunterschied erkennbar. Mit zunehmendem Alter der Adoleszenten steigt die Nutzungshäufigkeit des Handys, des Internets, des Radios und der Tageszeitung (print und online) an. Demgegenüber werden Fernseher sowie Computer- und Videogames mit steigendem Alter weniger häufig genutzt.

Computer & Internet: Drei Viertel der Befragten haben einen eigenen Computer. 95 Prozent haben von zuhause aus Zugang zum Internet. Diesen nutzen die Jugendlichen rege: An Wochentagen wird durchschnittlich 2 Stunden und 5 Minuten im Internet gesurft, an freien Tagen knapp eine Stunde mehr (3 Stunden und 1 Minute). Über die gesamte Stichprobe hinweg zeigen sich grosse Unterschiede in der durchschnittlichen Surfdauer pro Tag. 66 Prozent der Jugendlichen nutzen ihren Computer zuhause täglich oder mehrmals pro Woche, um Arbeiten für die Schule oder die Lehrstelle zu erledigen. Dieser Wert bleibt über alle Altersgruppen konstant. In der Schule werden Computer und Internet von knapp einem Drit-

tel der 18- bis 19-Jährigen täglich oder mehrmals pro Woche genutzt. Bei den jüngsten Befragten (12 bis 13 Jahre) sind es 10 Prozent.

Das Web 2.0 (z.B. Facebook) liegt bei der Suche nach Informationen im Internet gleichauf mit herkömmlichen Suchmaschinen (z.B. Google). Über Social Networks erhalten Jugendliche Informationen über ihr soziales Umfeld und über anstehende Veranstaltungen. Diese Art von Information ist über klassische Suchmaschinen nicht oder nur teilweise verfügbar. Zur Unterhaltung werden Computer und Internet vor allem zum Musikhören und Videoschauen genutzt. An vierter Stelle steht «einfach drauflos surfen», was im Tessin überdurchschnittlich beliebt ist.

Content gestalten: Die Jugendlichen sind nicht nur passive Nutzer, sie gestalten das Internet auch aktiv mit. Meistens im Rahmen von Social Networks, aber auch in Form von Blogs, Beiträgen in Newsgroups oder Foren. Einige erstellen mehrmals pro Woche Podcasts. Insgesamt zeigen sich die Befragten in der lateinischen Schweiz aktiver als die Deutschschweizer.

Privatsphäre: 57 Prozent der Nutzer von Social Networks haben Massnahmen getroffen, ihre Privatsphäre zu schützen. 29 Prozent der Heranwachsenden haben schon erlebt, dass Fotos/Videos von ihnen ohne ihre Zustimmung ins Netz gestellt wurden. 8 Prozent der Befragten geben an, dass über sie im Internet schon Beleidigendes verbreitet wurde.

Quelle: Medienmitteilung ZHAW, 29.10.2010

Zu vergleichbaren Schlüssen kommt eine im Februar 2011 veröffentlichte Studie der Bruno-Kessler-Stiftung in Trient (www.fbk.eu) über die Internetnutzung von über 800 Jugendlichen zwischen 14 und 19 Jahren. Hier haben (in der Stadt Trient sind dank einem Glasfaser-Pilotprojekt Breitbandanschlüsse Normalität) 93 Prozent der Befragten zu Hause Zugang zum Internet und 57 Prozent bezeichnen «surfen im Internet» als «wichtige Freizeitbeschäftigung». Sie nimmt aber den dritten Platz hinter «mit Freunden Zeit verbringen» und «Musik hören» ein.

Quelle: Corriere della Sera, 24.02.11

Diskussion nach Themen



Graue vordigitale Zeit

Dass es das Internet nicht schon immer gab, das wissen die Digital Natives, aber sie können es sich nicht wirklich vorstellen: «Bevor wir auf der Welt waren, gehörte das Internet in den Bereich der Science fiction», wird im Tessin gesagt, «die schlugen sich noch mit so vorsintflutlichem Gerät herum.» Von diesem erstaunlichen Umstand leiten die Jugendlichen ab, dass manche Eltern und Lehrer und die grosse Mehrheit der Grosseltern sich mit dem Internet offensichtlich schwer tun: «Und ganz eindeutig brauchen sie es anders als wir», wird im Tessin gesagt.

Bewusst ist den Jugendlichen auch, dass es Teile der Bevölkerung gibt, welche das Internet nicht regelmässig nutzen. In Romanshorn ist allen in einer Gruppe eine Familie bekannt, die sich keinen PC leisten könne. In Genf erklärt ein Mädchen mit Wurzeln in Kosovo, dass es dort viele Leute gebe, die keinen Zugang zum Internet hätten und die auf öffentliche Internet-Cafés angewiesen seien.

Kein Internet oder schlechte Internetverbindungen gibt es in der Schweiz hingegen nach Ansicht der Jugendlichen höchstens in Berggebieten und abgelegenen Dörfern. Und dazu vielleicht «bei den Zigeunern und bei den Supergrünen». Denn meist bedeute kein Internet, dass jemand das Internet aus ideologischen

Gründen oder aus einer technologiefeindlichen Haltung heraus gar nicht nutzen will: «Ich kenne in der Oberstufe eine, die hat zu Hause weder PC noch TV, weil es die Eltern verbieten», sagt ein Mädchen in Romanshorn und spricht vielleicht von derselben Familie, von der die andere Romanshorer Gruppe annimmt, dass sie aus wirtschaftlichen Gründen auf das Internet verzichtet. Ein Internetverbot finden alle Anwesenden «krass». Verständlicher erscheint ihnen, dass sich viele Grosseltern weigern, einen PC auch nur anzurühren. Und ein Mädchen in Genf erzählt, ihre Mutter sage immer, sie möchte eigentlich lernen, mit dem Internet umzugehen, finde dann aber jedes Mal eine Ausrede, wenn jemand aus der Familie ihr Nachhilfe geben möchte. Kinder hingegen, finden die Jugendlichen, hätten nichts im Internet verloren: «Wenn ich mein 10-jähriges Schwesterchen auf Facebook erwischen würde, könnte sie was erleben!», sagte ein grosser Bruder im Tessin mit Nachdruck. Nichts auf Facebook verloren haben nach Ansicht der Teilnehmer alle, die älter als 30 sind, und insbesondere Eltern: «Ich würde mich schämen, wenn mein Vater ein Facebook-Konto hätte. Mit 40 Jahren sollte einer doch andere Interessen im Leben haben!». Gross scheint die Gefahr nicht zu sein: «Erwachsene verstehen meist nicht, für was so etwas wie Facebook gut sein soll», sagt eine Genferin, «die sind sich das nicht gewohnt und lesen lieber die Zeitung oder ein Buch.»

The Return of the Native – Am Abend nach der Schule

Ein Zusammenschnitt aus den Gesprächsrunden

Sobald ich von der Schule nach Hause komme, stelle ich den PC in meinem Zimmer an. Bei mir zu Hause haben alle Familienmitglieder einen Computer, dazu kommt ein TV im Wohnzimmer und einer im Elternschlafzimmer. Meist geh ich zuerst auf mein Facebook-Konto und schau, was es Neues gibt. Facebook bleibt dann den ganzen Abend offen, ich werfe regelmässig ein Auge darauf und verfolge, was meine Freunde so schreiben oder poste ab und zu selber einen Kommentar, was mir halt so durch den Kopf geht. Die meisten meiner Facebookfreunde sind die gleichen Leute, die ich schon den ganzen Tag in der Schule sehe. Ich habe aber auch Kontakt mit ehemaligen Schulkameraden oder Verwandten, die weiter weg wohnen, zum Teil sogar im Ausland. Das ist wirklich cool, die würde ich sonst aus den Augen verlieren. Skype ist auch nicht schlecht, da kann man sich gleich auch noch sehen.

Daneben klicke ich mich durch die neusten Musikvideos auf Youtube oder schaue mir ein paar Folgen einer guten Fernsehserie im Streaming an. Es gibt Sites, die blocken dich weg, wenn du eine bestimmte Dauer überschreitest, aber jeder kennt ja die Tricks, die es erlauben, diese Blockaden zu umgehen. Ich könnte natürlich auch im Wohnzimmer mit anderen Familienmitgliedern fernsehschauen, aber das ist irgendwie verbindlicher. Ausserdem ist Internet der bessere Fernseher – nicht so von irgendeinem Programm abhängig. Manche Filme und Videos lade ich mir auch runter, es gibt genügend Sites, wo das kostenlos möglich ist. Dass mich mal jemand erwischt, glaube ich nicht: Schliesslich tun es alle und ich übertreibe es ja nicht. Und natürlich mache ich neben all dem meine Aufgaben. Meine Eltern verstehen das nicht: Man könne sich unmöglich konzentrieren, wenn man gleichzeitig vier verschiedene Dinge tue, sagen sie. Manchmal fangen sie auch an zu predigen, dass das Internet nicht das wirkliche Leben sei und dass zu viel Bildschirm gefährlich sei, weil sich dann eines Tages die Grenze zwischen Realität und Virtualität verwische. Ich finde das lächerlich: Ich hänge auf dem Internet ja mit den genau gleichen Freunden herum wie in der Schule oder im Ausgang. Mit virtuell hat das rein gar nichts zu tun. Meine Eltern sollten

froh sein, dass ich mit denen nicht den ganzen Abend telefoniere. Das würde viel mehr kosten.

Für die Schule ist das Internet ziemlich nützlich. Schulbücher sind besser, aber manchmal braucht man eben noch zusätzliche Informationen. Man kann sich auf dem Internet gezielt über ein Thema dokumentieren, ohne in die Bibliothek zu gehen und ohne gleich ein ganzes Buch lesen zu müssen. Wikipedia ist nicht immer verlässlich, dort kann ja schliesslich jeder rein schreiben, aber so schlecht ist es auch wieder nicht. Wenn man wirklich sicher sein will, dass eine Quelle vertrauenswürdig ist, sollte man sie mit anderen quervergleichen, aber meistens ist mir das zu aufwendig. Wichtiger ist, die Texte von Wikipedia mit eigenen Worten zusammenzufassen, den Wikipedia-Speak kennt inzwischen ja jeder Lehrer, wenn du da «copy/paste» machst, erwischen sie dich sofort. Unsere Maturaarbeit müssen wir in digitaler Form abgeben, damit sie mit einer Plagiatserkennungssoftware gegengecheckt werden kann. Umso billiger finde ich Dozenten, die selber Wikipedia-Artikel als Lehrstoff abgeben, da fragt man sich schon, wozu es überhaupt noch Lehrer gibt. Praktisch ist Internet auch für Zusammenfassungen und Interpretationshilfe von Büchern, die man lesen sollte und super sind Übersetzungsdienste für den Fremdsprachenunterricht. Und wenn man mal nicht weiterkommt, kann man die Aufgaben mit andern Klassenkameraden online vergleichen.

Ich verträgle schon viel Zeit im Netz: meist fange ich irgendwo an und google etwas, das mich interessiert. Wenn ein Film gut war, schaue ich zum Beispiel, was es über die Schauspieler so gibt, oder ich suche was über Motorräder, weil das mein Hobby ist. Vielleicht gibts grad einen Fussballmatch, dann will ich wissen, wer gewinnt, oder ich möchte mit meinen Freunden ins Kino und will wissen, was überhaupt läuft. So kommt man vom Hundersten zum Tausendsten, und das läppert sich schon jeden Abend zu ein paar Stunden zusammen.

Bücher lese ich nur noch in den Ferien.

Kein Buch mit sieben Siegeln

In allen drei Landesteilen verbringt die grosse Mehrheit der befragten Schülerinnen und Schüler ihre Online-Zeit hauptsächlich auf einer Social-Media-Plattform. Facebook ist der grosse Renner und damit stehen die Schülerinnen und Schüler natürlich nicht allein: Mit 500 Millionen Usern weltweit wird Facebook gerne als das «drittgrösste Land der Welt» bezeichnet.



Für die meisten ist Facebook eine schnelle, bequeme und vor allem kostenlose Art, mit Schulkameraden und Freunden in Kontakt zu bleiben. 400 Freunde werden in Genf als «vernünftige Zahl» zitiert, im Tessin sind es 200 Freunde. Wer mehr hat, gibt an und macht sich lächerlich, wer weniger hat, ist ein «Spasti» oder ein «No Life». Erwachsene, insbesondere Lehrer oder die eigenen Eltern würden als Freunde niemals akzeptiert: «Das fehlte gerade noch, dass meine Eltern mir auf Facebook nachspionieren», bemerkt eine Genferin. Klar ist allen, dass ein «Facebook-Freund» nicht notwendigerweise auch in «wahrer Freund» ist, sondern

in den meisten Fällen nur ein Kollege, ein Bekannter: «Wirklich gute Freunde hat man im Leben höchstens zwei oder drei», sagt ein Mädchen in Romanshorn dezidiert.

Facebook ist für diese jungen Nutzer ein Kanal für Klatsch und Tratsch, sie finden darauf die Ideen und Gedanken der anderen Mitglieder ihrer Altersgruppe, sie können die eigenen Geistesblitze zur Schau stellen und auch mal Dinge sagen, die sie sich im direkten Kontakt vielleicht nicht zu sagen trauen würden.

Auf Facebook hält man sich gegenseitig auf dem Laufenden, man stillt seine Neugier, gibt an, zeigt sich von seiner besten, schlagfertigsten Seite – genau wie auf dem Pausenhof. Facebook ist spielerisch, unverbindlich, lustig. «Mädchen stellen Fotos schöner Sonnenuntergänge auf Facebook», spotten die Jungs. «Jungs diskutieren über ihre blöden Kriegsspiele», erwidern die Mädchen. Und natürlich ist Facebook oberflächlich: «Gespräche mit Tiefgang führt man auf Facebook eindeutig nicht», wird gesagt. Stören tun sich die wenigsten daran: Gespräche mit Tiefgang zu führen ist eindeutig auch nicht der Zweck von Facebook.

Wer hier nicht mitmacht, tut das ganz bewusst. In jedem Landesteil ist das bei zwei bis drei der Befragten der Fall. So sagt ein Schüler in Romanshorn: «Ich mag Facebook nicht, es ist so öffentlich.» Ein anderer findet, dass er schon mit Chatten zu viel Zeit verliere und dies mit Facebook sicher noch extremer würde: «Es gibt intelligentere Arten, die Möglichkeiten des Internets zu nutzen», sagt er. Ein dritter schliesslich meint, dass Facebook eher etwas für Mädchen sei: «Die schauen gleichzeitig TV, machen die Aufgaben und schreiben einander. Jungs können auch ganz normal zusammen reden, über Skype beispielsweise, die brauchen den ganzen Firlefanzen rundherum nicht und wenn man nur zusammen redet, kann man dazu zum Beispiel noch gamen.» Ein Mädchen im Tessin verzichtet, weil sein PC zu langsam ist. Und findet es übertrieben, wie viel Zeit seine Freunde auf Facebook verträdeln.

Natürlich: man könnte Gescheiteres mit seiner Zeit anfangen, sagen viele. Dass Facebook ihr Sozialleben verändert habe, verneinen die meisten Jugendlichen hingegen vehement. Die wirkliche Welt schlägt in ihren Augen die virtuelle Digitalwelt noch lange. Die taugt allerhöchstens als Ersatz für Zeiten, wenn man nicht in den Ausgang gehen kann.

Privat ist, wenn ich es sage

Die Diskussion über Facebook führt direkt zur Frage, was Privatsphäre für die jugendlichen Teilnehmer eigentlich bedeutet. Hier gehen die Meinungen diametral auseinander. Auf der einen Seite wird bemerkt: «Sollen doch alle lesen, was ich schreibe, was macht das schon? Etwas wirklich Wichtiges schreibe ich eh nicht rein». Auf der anderen heisst es: «Als Facebook-Nutzer ist man sich viel zu wenig bewusst, dass man da ein praktisch lückenloses Profil erstellt, das andere für ihre Zwecke missbrauchen und damit erst noch Geld verdienen können». Die Sorglosigkeit überwiegt. Schliesslich sind alle auf Facebook, so schlimm kann es also nicht sein.

Aber was ist eigentlich privat, was behält man lieber für sich, wo ist die Grenze? «Mein Vater besteht darauf, dass ich niemals Familien- oder Ferienfotos ins Netz stelle», bemerkt ein Schüler in Romanshorn, andere Eltern haben darauf hingewiesen, dass einmal online gestellte Bilder oder Kommentare nicht wieder gelöscht werden könnten und deshalb Vorsicht am Platz sei. Nicht auf Facebook gehört deshalb «alles was gegen uns verwendet werden könnte», definiert eine Gruppe in Romanshorn. «Privat ist, was ich für privat erkläre», eine andere, «alles was ich freiwillig ins Internet stelle hingegen, ist nicht mehr privat».

Nicht preisgeben sollte man, nach Meinung der meisten, die eigene Adresse (höchstens das Quartier und die Stadt) oder die Telefonnummer, manche tun sich sogar schwer damit, ihren Namen anzugeben, wählen ein Pseudonym oder verschweigen zumindest ihren Familiennamen. Als dumm gilt, immer anzumerken, wo man sich gerade befindet, als nicht empfehlenswert, über Gefühle oder Probleme zu sprechen: Facebook ist kein Tagebuch und Seelenstriptease in jedem Fall nur peinlich. Auch ernsthaftes Flirten habe hier nichts verloren – so sehr es mit Witz und Mass eine der Hauptfunktionen des Facebook-Verkehrs zwischen Jungen und Mädchen sei. Zurückhaltend sein sollte man auch mit Flüchen und allzu grober oder vulgärer Sprache. Fotos und Videos sollten einen weder halbnackt noch in anzüglicher Pose oder im Rauschzustand zeigen. Tabu sind zudem Spitalaufenthalte, Beerdigungen und das bössartige Blossstellen von Dritten.

Zum Schutz der Privatsphäre gehört ebenfalls, dass man den Kreis derer, die Zugang zum eigenen Konto

Gar viele wollen die Jungen schützen

Jetzt lanciert auch noch der Eidgenössische Datenschutzbeauftragte eine Kampagne zum Schutz der Jugendlichen im Internet. Kritiker bemängeln, der Bund verzettelt sich in zu vielen Projekten mit zu wenig Wirkung.

Die Liste ist lang, und sie wird immer länger. Um den Schutz von Jugendlichen im Internet kümmern sich heute beim Bund (ohne Anspruch auf Vollständigkeit): das Bundesamt für Sozialversicherung mit einem nationalen Programm, das Bundesamt für Kommunikation mit einer Comic-Broschüre, das Bundesamt für Berufsbildung über einen Bildungsserver mit Lehrmaterial, die Koordinationsstelle zur Bekämpfung der Internetkriminalität (Kobik) mit verschiedenen Präventionsaktivitäten, die Melde- und Analysestelle Melani – und nun auch noch der Eidgenössische Datenschutzbeauftragte Hanspeter Thür.

Er lancierte gestern zusammen mit dem Rat für Persönlichkeitsschutz die Kampagne «NetLa – Meine Daten gehören mir!». Mit Games, Comics und einem Quiz soll sie Kinder und Jugendliche bis 14 in den nächsten drei Jahren für die Gefahren von zu viel Offenheit im Internet sensibilisieren. Viele Jugendliche wüssten schlicht nicht, was sie etwa mit der Veröffentlichung von Handy-Filmchen auf Youtube bewirken könnten, so die Initianten. Oder was das Aufschalten vermeintlich cooler Bilder später für die Lehrstellensuche einmal bedeuten könne. «Die Kinder gehen immer früher ins Internet», stellt Thür fest. Sie selber wüssten aber nicht, wo die Gefahren bei der Preisgabe von Daten liege. Und die Eltern hätten oft keine Ahnung, was den Kindern im Netz begegne. Darum will Thür mit der Kampagne auch gezielt Eltern und Lehrer ansprechen.

Quelle: Tages-Anzeiger, 29.1.2011

haben, kontrolliert. Neue Freunde werden nur akzeptiert, wenn man sie kennt, zumindest vom Sehen, oder, auch das genügt den meisten als Sicherheitsgarantie, wenn sie Freunde von Freunden sind. Alles andere, wird bemerkt, wäre zu riskant – insbesondere für Mädchen.

Gleichzeitig wird in allen drei Gruppen darauf hingewiesen, dass es ein Widerspruch sei, Dinge ins Internet zu stellen und sich gleichzeitig der Illusion hinzugeben, man behalte die Kontrolle darüber. Wichtig sei deshalb, dass jeder nur gerade so viel von sich preisgebe, wie er vor sich selber verantworten könne. Wer nichts zu verbergen habe, dem könne auch niemand etwas anhaben.

Sicherheitslücken

Dass auf Facebook auch Unschönes passiert, ist allen klar: «Andere können deine Fotos kopieren und in einen Zusammenhang stellen, der dir schadet», wird beispielsweise bemerkt. Alle kennen, zumindest vom Hörensagen, Fälle von Identitätsklau auf Facebook. Ein Junge in Romanshorn gibt an, sein Facebook-Konto habe er einzig, um sicher zu sein, dass niemand anderes in seinem Namen ein Profil erstelle und Unwahrheiten über ihn verbreite. Ein anderer ist einer politischen Meinung wegen in eine Streiterei verwickelt worden, die bis zu einer Strafanzeige seines Vaters gegen seinen Angreifer führte – sein Konto hat er seither gelöscht. Dass «Facebook nichts vergisst», wird verschiedentlich bemerkt. Cybermobbing ist in keiner Gruppe ein Thema.

Doch das Missbrauchspotential von Facebook beunruhigt die Teilnehmenden nicht sonderlich und sie wundern sich auch ein bisschen, dass sich die Erwachsenen so viele Sorgen um sie machen: «Man weiss schon, was passieren kann, aber man rechnet nicht damit, selber davon betroffen zu sein», wird in allen drei Landesteilen gesagt. Die Jugendlichen sind überzeugt, mit den Gefahren von Facebook umgehen zu können. Jeder müsse selber wissen, wie er seine Privatsphäre schützen wolle, müsse sein Sicherheitsprofil so einstellen, dass Unbefugte keinen Zugang zu Informationen bekämen, die sie nichts angingen. Zwar ist eigentlich allen klar, dass digitale Dummheiten einen lange verfolgen können. «Ich mach mir doch nicht unnötig das Leben schwer», meint hierzu aber ein Schüler in Genf: Auf seiner Seite sollen ruhig alle alles sehen.

Die gleiche relative Sorglosigkeit wird auch im Zusammenhang mit anderen Gefahren des Internets geäussert, wie Viren, Datenklau oder Hackerattacken. Wirklich ernst genommen wird einzig das Risiko des Kreditkartenmissbrauchs: Zahlungen im Internet zu machen scheint der Mehrheit der Teilnehmenden keine gute Idee.

Gegen Viren schützt man sich mit Anti-Virenprogrammen. Heikler erscheint die Möglichkeit, dass Daten gestohlen oder von Dritten manipuliert werden. Dass das vorkommen kann, wissen alle, viele haben es in ihrem Umkreis auch bereits erlebt. In Romanshorn beispielsweise wurde das Profil eines Schülers im schulinternen System verändert.

Auch hier gibt es Regeln, die allen geläufig sind: Man klickt nicht wahllos auf jedes Pop-up-Fenster, man misstraut gewissen Websites, lädt nicht einfach alles herunter. Man ist auch hier mit der Angabe persönlicher Daten sehr zurückhaltend, verschiedene Schüler haben beispielsweise eine «private E-Mail-Adresse und eine Fantasieadresse für all den übrigen Internet-Scheiss», wie ein Mädchen in Romanshorn sehr anschaulich erklärt. «Allzu viel Angst haben, braucht man aber nicht», fasst eine Gruppe in Genf zusammen, «es genügt, gewisse Punkte zu beachten.»

Und Einzelne wissen offensichtlich mehr, als die anderen: «Angst vor Hackern? Ich bin selber einer», erklärt ein Schüler in Bellinzona, «Datenklau? Mach ich selber», einer in Romanshorn. Dieser Schüler wird seines Wissens wegen von seinen Klassenkameraden angefragt, auch Passworte auszuwählen.

Sorgen machen dafür zwei ganz andere Punkte: «Wenn wir alle immer nur noch vor dem Bildschirm rumhocken, dann ziehen wir uns Haltungsschäden zu, machen uns die Augen kaputt und werden fett und faul», befürchtet eine Gruppe in Bellinzona. Und schliesslich beschäftigt die meisten, zumindest gelegentlich, die Frage, wie illegal das Herunterladen von Musik und Filmen tatsächlich sei und wie grosse Scherereien man sich damit einhandeln könnte. Dass sie es trotzdem weiterhin tun, versteht sich von selbst.

1 : 0 für die Wirklichkeit

Eher auf Unverständnis trifft die Frage, ob sich das Internet positiv oder negativ auf soziale Beziehungen auswirke. Nur Erwachsene, so geht aus den Reaktionen heraus, können befürchten, dass Jugendliche

Surfen fürs Gemüt

Jugendliche, die mehr als zwei Stunden täglich im Internet surfen, haben ein deutlich erhöhtes Depressionsrisiko. Wer gar keinen Zugang zum Internet hat, ist allerdings ebenfalls gefährdet, wie eine Studie am Universitätsspital Lausanne zeigt.

Die Jugendlichen wurden in vier Internetnutzer-Gruppen eingeteilt: Vielsurfer (mehr als zwei Stunden pro Tag), regelmässige Surfer (an mehreren Tagen pro Woche und weniger als zwei Stunden täglich), gelegentliche Surfer (weniger als eine Stunde pro Woche) und Nichtsurfer (keine Internetnutzung während des letzten Monats).

Es zeigte sich, dass die Vielnutzer beider Geschlechter häufiger auch depressive Symptome aufwiesen. Das Risiko gegenüber den regelmässigen Surfern war bei den Knaben um 36 Prozent erhöht, bei den Mädchen um 86 Prozent. Zudem hatten die häufig im Internet surfenden Knaben häufiger Übergewicht, die Mädchen dagegen zu wenig Schlaf.

Zur Überraschung der Forscher hatten aber auch Jugendliche, die nie im Internet surfen, ein erhöhtes Depressionsrisiko (Knaben +31 Prozent, Mädchen +46 Prozent). Laut Studienleiter Pierre-André Michaud könnte dies daran liegen, dass Jugendliche ohne Internet faktisch vom kulturellen Umfeld ihrer Kollegen abgeschnitten sind.

Quelle: SDA, 8.2.2011

Lit.: Belanger R., Akre C., Michaud P.A., «A U-shaped association between intensity of Internet use and adolescent health» in *Pediatrics*, 01.2011

lieber auf Facebook herumhängen würden, als tatsächlich mit ihren Freunden auszugehen. Sie ziehen den direkten Kontakt dem virtuellen ganz klar vor: Man gehe ehrlicher miteinander um, direkter, das finden alle besser. Am Wochenende, im Sommer, in den Ferien geht man lieber raus, das liege auf der Hand. Aber manchmal hat man, zumindest während der Woche, zumindest im Winter, dazu neben Schule und Aufgaben eben einfach nicht mehr genügend Energie. Nur Erwachsene können glauben, dass das ein Problem sei oder dass die virtuellen Beziehungen die realen ersetzen oder gar verdrängen könnten: «Dank Facebook bin ich einfach weniger allein, einen

ich aus irgendeinem Grund nicht ausgehen kann», sagt ein Mädchen in Genf und scheint damit einen Befund der Studie des Universitätsspitals Lausanne zu bestätigen: Für Jugendliche ist das Internet eine direkte Verbindung zu ihrer Altersgruppe (siehe Kasten) «Möglich, dass man weniger oft spontan bei jemandem vorbeischaute», relativiert eine Stimme im Tessin.

Doch im Allgemeinen sehen die Jugendlichen die Sache sehr pragmatisch: Das Internet ist so gut oder so schlecht, wie das, was man daraus macht: «Man hat nicht mehr Kontakte, aber es ist einfacher geworden, sie aufrecht zu erhalten», wird bemerkt, «man weiss immer, wo man seine Freunde erreichen kann, man kann bequemer etwas abmachen.» «Wieso für Beziehungen schädlich? Dank Facebook weiss ich jetzt wenigstens von den meisten meiner Freunde auch, wie sie zum Nachnamen heissen und wann sie Geburtstag haben», sagt ein Schüler in Romanshorn. Und eine Schülerin im Tessin zitiert ein Beispiel dafür, wie die relative Unverbindlichkeit des virtuellen Umgangs sich gegebenenfalls sogar positiv auf reale Beziehungen auswirken kann: Nach dem Tod eines Schulkameraden erhielten dessen Eltern auf seiner Facebookseite von überall her Trost und Zuspruch. Im direkten Kontakt hätte sich wohl die Wenigsten getraut, auf den Todesfall überhaupt zu reagieren.

Dass man vor dem Bildschirm vereinsamen könnte, können die Jugendlichen allenfalls als theoretische Möglichkeit gelten lassen: «Kann schon sein, zumindest in den Medien wird das immer wieder behauptet», heisst es in Romanshorn, «in meinem unmittelbaren Umfeld habe ich das aber noch nie beobachten können.»

Negativ wirkt sich das Internet dafür nach Ansicht der meisten auf die Schularbeit aus – und auf die Lektüre: «Früher habe ich viel mehr Bücher gelesen», bedauert ein Mädchen im Tessin, «das war eigentlich noch schön.» Und ähnlich wie die erwachsenen Teilnehmenden im TA-SWISS-Internetprojekt fragen sich die Jugendlichen im Tessin, wie die fortschreitende Digitalisierung den Alltag künftig beeinflussen werde: «Werden noch mehr Dienstleistungen ins Internet verlegt und alle Berufe verschwinden, die nicht mit IT zu tun haben?»

Internetsucht

War im 18. Jahrhundert die Angst vor der Lesesucht verbreitet (siehe Kasten), so ist es heute die Angst vor der Internetsucht. Das Medium ist neu, die Angst ist dieselbe. Und auch hier meinen die Jugendlichen, dass es hauptsächlich eine Angst der Erwachsenen sei. Zwar räumen die meisten ein, dass sie zu viel Zeit mit dem Internet verträdelten und zwar nicht nur zu Hause, sondern überall: beim Warten auf den Auto-bus, unterwegs und auch während dem Unterricht. Als süchtig stufen sie sich deshalb noch lange nicht ein, oder allerhöchstens als «leicht bis mittelmässig abhängig». «Ich könnte sehr gut ohne das Internet sein, aber da es nun mal verfügbar ist, brauche ich es eben», lautet eine verschiedentlich geäusserte Meinung. «Früher sah man zu viel TV und telefonierte zuviel, heute ist man zu lange online, so what?», eine andere. Internetsucht betrifft, wenn überhaupt, ausschliesslich andere. Ein Mädchen in Romanshorn findet, ihr Bruder sei suchtfährdet.

Dass jemand in einer virtuellen 3D-Welt wie Second life einen digitalen Avatar erfindet und sich so sehr damit identifiziert, dass sein Online-Leben wichtiger wird als seine wahre Existenz, das komme wohl höchstens in den USA vor, meint eine Gruppe in Romanshorn. In ihrem Bekanntenkreis gibt es hingegen Fälle von Online-Spielsucht und zwar offenbar so gut bekannte, dass das Problem demnächst im Deutschunterricht thematisiert werden soll. Gamen tun viele, auch Mädchen, wobei bemerkt wird, dass Letztere «normalere Spiele» bevorzugten, Jungs dafür eher taktische Kriegsspiele mit virtuellen Spielpartnern.

Wann Spielen zur Sucht werde, finden die Jugendlichen schwer zu definieren: «Manche hocken stundenlang vor einem Spiel, bleiben aber trotzdem normal. Und anderen nimmt es schon nach kurzer Zeit den Ärmel hinein», heisst es in Romanshorn. Solange die Leistungen in der Schule nicht leiden und man seine acht Stunden Schlaf bekomme, sei eigentlich alles noch im grünen Bereich. Im Schulhaus gebe es allerdings einen Fall, der sei nicht mehr OK: «Der ist ganz komisch geworden, spielt ganze Nächte durch und meldet sich oft krank, damit er wichtige Online-Turniere nicht verpasst.»

Und was ist in einem solchen Fall zu tun? «Das ist wie bei allen Süchtigen: Solchen Leuten muss man helfen, langsam von ihrer Droge runter zu kommen», sagen die Schüler in Romanshorn. Und ganz allge-

mein, urteilen die Gruppen in der Deutschschweiz und im Tessin, sollten die Eltern strikter sein und darauf achten, dass ihre Kinder nicht zu früh mit Dingen in Kontakt kommen, mit denen sie nicht umzugehen wüssten. «Kleine Kinder gehören nach draussen oder in die Pfadi», wird in Bellinzona gefordert: «Jedes Kind braucht ein Interesse, welches das Internet in den Hintergrund stellt.»

Eine unmässige Begierde

«Die Lesesucht ist eine unmässige Begierde, seinen eigenen, unthätigen Geist mit den Einbildungen und Vorstellungen Anderer aus deren Schriften vorübergehend zu vergnügen. Man lieset, nicht um sich mit Kenntnissen zu bereichern, sondern um zu lesen; man lieset das Wahre und das Falsche prüfungslos durcheinander, ohne Wissbegier, sondern mit Neugier. (...) Man gefällt sich in diesem behaglichen, geschäftigen Geistesmüßiggang, wie in einem träumenden Zustande.»

Pfarrer Heinrich Zschokke (1821)

DIE KINDER
BAUEN EINE HÜTTE
IM GARTEN.

JA, HIER
ENTDECKEN SIE
DIE FREUDE AN
EINFACHEN DINGEN!



Ben
Sick

Eltern und Schule

Vor allem in Genf äussern viele Jugendliche die Ansicht, die eigenen Eltern verstünden viel zu wenig vom Internet, um brauchbare Ratschläge geben zu können: «Die haben mal versucht, ein Jugendschutzsystem zu installieren, das habe ich aber ziemlich schnell deaktiviert», spöttelt ein Genfer, «und seither geben sie Ruhe.» Wie die meisten seiner Altersgenossen findet er, er sei reif genug, um seinen Internetgebrauch selber im Griff zu haben. Diesbezüglichen Konflikten scheinen die meisten Eltern aus dem Weg zu gehen: «Sie öden nur manchmal, dass ich auch mal mit meiner Familie kommunizieren könnte, statt nur mit meinen Freunden online. Oder dass ich mehr Aufgaben machen sollte», heisst es in Romanshorn.

Hat dafür die Schule eine Rolle zu spielen? Die Haltung der Jugendlichen ist hier etwas widersprüchlich. So sehr sie dafür plädieren, dass Eltern den Internetkonsum ihrer Kinder weitaus strikter überwachen sollten, so unnötig finden sie es, Kindern im Unterricht beizubringen, verantwortungsvoll mit dem Internet umzugehen. Das hat einerseits damit zu tun, dass sie den Lehrern nicht wirklich zutrauen, überhaupt über das einschlägige Wissen zu verfügen. Ausserdem befürchten sie, dass eine zu frühe Thematisierung des Phänomens Internet und seiner Gefahren nur die Hemmschwelle senken und kleine Kinder zu früh mit dem Internet vertraut machen würde. «Den Kleinen sollte man besser nicht zu viel darüber sagen und die Grossen hören sowieso nicht mehr zu», wird im Tessin zusammengefasst. Dort stört sich ein Teil der Jugendlichen gleichzeitig aber stark daran, dass die Schule den Zugang zu gewissen Websites gesperrt habe: «Sinnvoller wäre es, wenn die Lehrer mit uns darüber sprechen würden, weshalb sie nicht möchten, dass wir diese Sites besuchen», wird bemerkt.

Differenzierter scheint der Umgang mit dem Internet in der Kantonsschule in Romanshorn geregelt. Alle Schüler haben eine Einführung erhalten, der regelmässige Gebrauch des schulinternen Intranets ist Pflicht. Dort muss man sich für Freifächer anmelden, erfährt, ob eine Lektion ausfällt oder verschoben wird oder ein Lehrer krank ist und welche Lernziele für die nächste Probe beherrscht werden müssen. Gesperrte Seiten gibt es auf den Schul-PC keine: Dafür haben sich alle Schüler schriftlich dazu verpflichtet, keine Seiten mit pornographischen Inhalten aufzurufen und keine Killergames zu spielen. Die Eltern mussten diese Erklärung mitunterzeichnen.

Zusätzlichen Bedarf an Medienerziehung haben auch die Jugendlichen in Romanshorn nicht: «Noch mehr Aufklärung? Nein danke, wir sind alt genug, um Gefahren abzuschätzen und das Internet korrekt und verantwortungsvoll zu nutzen», sagt ein Schüler. «Gesunden Menschenverstand muss man von selber haben, den kann man sich nicht antrainieren», eine Schülerin. «Wer blöd ist, der bleibt blöd», heisst es in Genf und: «Die Informatikkurse, die wir haben, sind schon langweilig genug.»

Nicht sehr viel halten die Jugendlichen auch von E-Learning. Sie glauben nicht, dass der PC den direkten Kontakt mit der Lehrperson ersetzen kann und ausserdem: «Die Schule ist lustiger, da gibt es Schulkameraden und immer etwas zu lachen.» Negativ erscheint auch die Vorstellung, noch mehr Zeit vor einem Bildschirm zu verbringen. Einzig als Ergänzung zum normalen Unterricht könnten dem E-Learning ein paar positive Seiten abgewonnen werden: «Es ist an keinen Stundenplan gebunden und wenn du genug hast, stellst du einfach ab», meint ein Tessiner Schüler. Einer seiner Kollegen hat auf dem Internet Gitarrenspielen gelernt, «und das erst noch gratis», in Romanshorn hat sich ein Schüler auf dem Internet das nötige Wissen geholt, um ein Luftkissenboot zu bauen. Seine Erfahrung gibt er heute auf einer eigenen Homepage an andere weiter.

Informiert, aber besser?

Jein, ist hier der Tenor. «Das Internet gibt sehr viele verschiedene Meinungen wieder», sagt eine Schülerin in Romanshorn, «das ist sicher besser, als immer nur dem Lehrer zuzuhören.» «Aber manchmal ist es fast zu viel», doppelt eine zweite nach, «manchmal nehme ich lieber ein Buch.» Eine andere Gruppe in Romanshorn macht ihren Eltern ein Kompliment: Sie, die Zeitungsleser und Tagesschau-Zuschauer, werden als die besser informierte Instanz angesehen. Gleichzeitig schätzen die Jugendlichen aber die Verfügbarkeit der Information auf dem Internet. «Man weiss zwar nicht alles und nicht alles richtig, aber mehr und das sofort», ist hier der Tenor. In dieser Hinsicht wird dem Internet ein wichtiger Vorsprung gegenüber traditionellen Medien zugestanden: «In der Zeitung liest man ja erst am nächsten Tag, was passiert ist», sagt ein Schüler in Bellinzona. In Genf hingegen kann ein Mädchen dem Internet als Nachrichtenquelle nicht viel abgewinnen: «Es ist viel mühsamer als eine Zeitung oder das Fernsehen, weil man schon wissen muss, was man sucht.» Vielleicht hat das letzte Stündchen

der traditionellen Newsmedien, die eine Auswahl treffen, in politischen und sozialen Kontext einbetten und kommentieren, doch noch nicht geschlagen.

Und wie glaubwürdig ist das alles? Weil sie das Internet als ein weltweites Mitmachnetz verstehen, stehen die Jugendlichen seinen Inhalten eher kritisch gegenüber: «Da ist so viel, dass man unmöglich wissen kann, was stimmt», wird bemerkt. Dem gedruckten Wort wird eine viel grössere Autorität, ein «offizieller Charakter» eingeräumt, nur schon, «weil man weiss, wer der Autor ist». Nicht alle sind allerdings damit einverstanden, dass die grössere Quantität der durch ein paar Klicks verfügbaren Information gezwungenermassen bedeuten müsse, dass die Qualität abgenommen habe. Wo viele mitmachten, müssten gezwungenermassen auch mehr kompetente Leute zu Wort kommen, bemerkt ein Schüler in Romanshorn. Vielleicht, so formuliert seine Gruppe weiter, sei es einfach schwieriger geworden, sich in der Flut zurechtzufinden und den Weizen vom Spreu zu trennen.

Wie das anzustellen sei, darüber wissen die Schüler zumindest theoretisch Bescheid: Informationen gegenchecken, quervergleichen, sich genügend Vorwissen verschaffen, Referenzen suchen, um eine informierte Auswahl treffen zu können, sich fragen, woher ein Text kommt, in welchem Kontext er entstanden ist, ob und mit welcher Absicht sein Autor den Leser zu instrumentalisieren versuche. Man sollte im Impressum nachsehen, wer den Text verantwortet, sollte den Eindruck abwägen, den eine Webseite macht, beurteilen, wie seriös sie aufgemacht ist, und die Finger von Seiten lassen, die mit Werbung zugespamt sind. «Aber seien wir doch ehrlich», sagt ein Schüler in Bellinzona, «meist sind wir viel zu faul, um das alles auch wirklich zu tun.»

«Wir sind doch nicht in China»

In Bezug auf eine stärkere Regulierung des Internets sind die Jugendlichen ähnlich gespalten wie die Erwachsenen, die TA-SWISS befragt hat. Sie sind einerseits dezidiert der Meinung, dass «das Internet frei bleiben und jeder sich selber schützen soll», denn «Überwachung ist nicht der Sinn des weltweiten Webs». Kontrolle scheint ihnen in einem gewissen Sinn auf dem Web aber gar nicht möglich: «Das Internet kann man nicht kontrollieren, das ist so kinderleicht zu bedienen, da sind so viele Daten drauf, dazu kommen ständig neue Technologien, die einander überbieten, die noch schneller, noch allgegenwärtiger sind.»

Die Ablehnung von mehr Kontrolle wird mit dem Recht auf Information begründet: «Information sollte universell zugänglich sein und jeder sich seine Meinung frei bilden können», wird gesagt, «Zensur ist nicht richtig», und: «Wir sind doch hier nicht in China.» Eine Schülerin in Romanshorn bemerkt gar: «Auch Fernsehen ist ja fast ein Menschenrecht.» Wer solche Freiheitsrechte für sich in Anspruch nimmt, ist dafür auch bereit, das den digitalen Medien inhärente Risiko zu tragen: «Klar ist man verletzlich, aber jeder muss sich eben selber schützen», wird dieser Gedanke in Romanshorn formuliert.

Allerdings tauchen, insbesondere im Tessin, Zweifel daran auf, dass es überhaupt Medien gebe, die ungefiltert Informationen verbreiten: «Auch das Fernsehen ist kontrolliert, auch in den Zeitungen schreiben die Journalisten ihre Version der Wahrheit», wird bemerkt, «oder die Version derjenigen, die den Verlag kontrollieren», sagt ein Junge in Romanshorn unter Anspielung auf die Weltwoche und die BAZ.



Gleichzeitig gibt es aber gewisse Bereiche des Internets, für welche manche Jugendliche sich stärkere Kontrollmechanismen wünschen. So findet eine Gruppe in Genf, dass die Betreiber von Social Networks auf private Konten gestellte Fotos besser schützen und gewisse Inhalte gar nicht erst tolerieren sollten. In Romanshorn sind es «total rechtswidrige Sachen», die man vom Netz verbannen möchte. Insbesondere im Bereich der Kinderpornographie und Gewaltvideos würde ein härteres Durchgreifen des Staates begrüsst. Und im Tessin wird eine Stimme laut, die im Zusammenhang mit Musikdownloads einen effizienteren Schutz der Autorenrechte fordert.

Wie gratis ist gratis?

Das führt zur Frage, ob alle Inhalte auf Internet gratis verfügbar sein sollten. Das fänden die meisten zwar «cool», viele zweifeln aber gleichzeitig daran, dass es auf die Länge möglich sei: «Es gibt nichts gratis auf der Welt.» Damit sind allerdings nicht alle einverstanden: «Wir zahlen ja schon für die Verbindung, wenn dazu auch noch der Content zahlungspflichtig wäre, könnte das Internet nicht so erfolgreich sein», wird gesagt und: «Ich hätte niemals genug Geld, um all die Songs zu bezahlen, die ich herunterlade.» Die Meinung hier ist, dass die kostenlose Nutzung gewisser Dienstleistungen durch die Werbung mehr als wettgemacht werde. Selbst für Musiker, deren Songs niemand bezahle, wiege der viel breitere Bekanntheitsgrad, den sie auf dem Netz erlangen könnten, den scheinbaren Verdienstaufschlag auf, wird im Tessin bemerkt. Wer unbedingt für News bezahlen will, soll doch einfach eine Zeitung abonnieren, findet ein Schüler in Romanshorn. Längst nicht alle sehen aber einen Zusammenhang zwischen der scheinbaren Kostenlosigkeit und der «öden Werbung überall».

Festzuhalten ist eine weitere interessante Überlegung: Dank dem Internet sei man nicht mehr auf die rein kommerziell und auf den Mainstream ausgerichtete Musikauswahl von Radio und Fernsehen angewiesen, sondern könne Musik entdecken, die einem wirklich zusage, bemerkt ein Mädchen im Tessin. Allerdings wäre ein Teil der Jugendlichen durchaus bereit, für gewisse Dienste etwas zu bezahlen. Einmal, um nicht überall ständig von Pop-up-Werbung «zugemüllt» zu werden, andererseits, weil Gratismusik und Gratisfilme meist von miserabler Qualität seien und das glaubwürdige Aufbereiten von Information eben seinen Preis habe. Allzu viel Geld möchte man allerdings nicht investieren: «OK wäre eine Grundge-

bühr von ein paar wenigen Franken im Monat», meint ein Genfer.

Wünsche und Fragen

Wirklich dringende Anliegen, dringende Fragen formulieren die Jugendlichen in Bezug auf das Internet nicht. Weniger Werbung wäre schön, weniger Pop-ups und Spam angenehm. Von der ICT-Branche und den Providern wünschte man sich bessere Anti-Virenprogramme und mehr Sicherheit, statt wissentlich eingebauter Sicherheitslücken, zu deren Behebung der Nutzer erneut in die Tasche greifen muss. Man möchte ein paar Fragen klären: Zum Beispiel, warum beim Runterladen von Musik manche erwischt und bestraft werden und andere nicht. Wie lange einmal auf die globale Datenautobahn gelangte Daten im Umlauf bleiben, wer die grossen Server betreibt und die Information verwaltet und ob Google tatsächlich überall die Finger drin hat.

Genau wie die Erwachsenen wünschen sich auch die Jugendlichen, dass der Bevölkerung überall in der Schweiz eine schnelle Internetverbindung zur Verfügung stehen solle. Allerdings weniger aus gesellschaftspolitischen Überlegungen heraus. Sondern einfach, weil sie den Zugang zu diesem nützlichen und vergnüglichen Medium allen gönnen möchten. Und mit Nachdruck wird in Romanshorn das Begehren vorgebracht, es müsse der Polizei weiterhin erlaubt werden, in Chatrooms verdeckt gegen Sexualstraftäter zu ermitteln.

C'est le ton qui fait la musique



Natives versus Immigrants

Der Unterschied lag weniger im Inhalt der Diskussionen als in der Tonalität. Dort die Bürgerinnen und Bürger, Durchschnittsalter um 45. Und, bei aller Aufgeschlossenheit, doch eine gewisse Besorgnis. Begriffe wie Datenflut, von digitalen Konzepten veränderte Hirnstrukturen, Big Brother, Kulturverlust, soziale Vereinsamung. Worte wie Cyberspace, die einen eiskalten digitalen Weltraum heraufbeschwören, in dem der einzelne Nutzer beinahe schutzlos ungeheuren Gefahren ausgeliefert ist.

Und hier die Jugendlichen: eher unaufgeregt, eher unbeeindruckt und sogar leicht gelangweilt. Sie haben ihr Kommunikationsverhalten den neuen Möglichkeiten angepasst. Sie schreiben weniger E-Mails, dafür SMS, ungeheuer viel und ungeheuerlich schnell. Sie telefonieren weniger als früher und verkehren stattdessen auf sozialen Netzwerken, sie sehen weniger TV und tun öfter mehrere Dinge zur selben Zeit.

Digitale Meister fallen nicht vom Himmel

Aber trotzdem: Digital Natives, digitale Wunderkinder sind diese Jugendlichen nicht. Nicht in dem Sinn jedenfalls, in dem der Begriff so gerne verwendet wird. Und das liegt nicht etwa an der hier zu Wort gekommenen Gruppe. Eine kürzlich (allerdings mit einer sehr kleinen Kontrollgruppe) durchgeführte Zeix-Untersuchung (siehe Kasten Seite 25) zeigt, dass jugendliche Nutzer mit vielen Anwendungsmöglichkeiten des Internets vertrauter sind als ältere, gewiefter auch, was Datenschutz und Privatsphäre anbelangt. Doch der Mythos einer das Digitale blindlings beherrschenden Internetgeneration bleibt genau das: ein Mythos. Ein Märchen aus den Anfangszeiten eines neuen, für viele noch nicht in den Alltag integrierten Mediums. Die mit Internet aufgewachsene Generation mag mehr Dienstleistungen kennen, gewisse Benutzerschnittstellen souveräner beherrschen als ältere Nutzer. Was dahinter vor sich geht, wissen und verstehen auch von ihren Mitgliedern nur die wenigsten. So wie

die wenigsten Autofahrer wissen, was im Motor ihres Autos abläuft.

Andererseits stimmt es: Diese Generation steht dem Internet ganz anders gegenüber als ihre Eltern. Für sie ist, vom Gefühl her wenigstens, das Internet «kinderleicht» zu benutzen. Der von den jugendlichen Teilnehmern dieses PubliTalks wiederholt verwendete Ausdruck ist gut gewählt: Man braucht kein Cyborg zu sein, um sich auf dem weltweiten Web zurechtzufinden, unbefangene Neugier genügt. Unbefangen und neugierig haben die Netzgeborenen das gemacht, was Menschen, insbesondere experimentierfreudige junge Menschen, seit jeher mit neuen Kulturtechniken machen: Sie haben sie sich angeeignet. Sie brauchen es, um das zu tun, was junge Menschen in der westlichen Welt seit Jahrzehnten tun, um sich die Jugendzeit um die Ohren zu schlagen: Sie hören Musik, sehen Filme und Videos. Aber hauptsächlich schwatzen und witzeln sie mit ihren Freunden. Das Internet kommt diesem Bedürfnis nach Unterhaltung, Kommunikation und Freundschaftspflege nicht nur entgegen, es bedient es bequemer und vor allem kostengünstiger als ältere Medien, die ihm vorausgegangen sind. Es ist deshalb für die meisten der befragten Jugendlichen kein verlockendes Tor in eine künstliche Welt, sondern ein nützliches Instrument, um sich in ihrer wahren Welt noch ein bisschen bequemer einzurichten. Sie verträdeln dabei ihre Zeit? Das taten auch die Jugendlichen, die sich im vordigitalen Zeitalter vor dem Fernseher fläzten oder stundenlang ihrem Plattenspieler beim Drehen zusahen.

Die Ängste der Erwachsenen dem Internet gegenüber können die Jugendlichen denn auch nicht wirklich nachvollziehen und dass ausgerechnet die Spätdigitalisierten ihnen eine spezielle auf Internet zugeschnittene Medienerziehung angedeihen lassen möchten, quittieren sie mehrheitlich mit Augenrollen. Das heisst übrigens nicht, dass sie ihre Fähigkeit, das Internet gezielt nutzen und mit seinen Fallstricken zu Rande kommen zu können, nicht heillos überschätzen, und ein bisschen Anleitung durchaus brauchen könnten. Manche Antworten, beispielsweise, «die obersten drei Google-Resultate sind die besten», zeugen nicht gerade von grosser Medienkompetenz. Eine grosse Studie der British Library und des University College London (Information Behaviour of the Researcher of the Future, 2007) kommt zu einem ähnlichen Schluss: Der breitere Zugang zur Technik habe die Fähigkeit junger Leute Informationen zu finden, einzuordnen und zu verstehen, im Allgemeinen nicht verbessert.

**HALLO, ICH HEISSE BRAD,
ICH BIN SCHAUSPIELER UND
ICH WILL DICH TREFFEN**



**PAPA, HÖR BITTE DAMIT
AUF. DU BIST PEINLICH !**



Mythos «Digital Natives»

Digital Natives können besser mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien umgehen als ältere Erwachsene, heisst es oft. Bei näherem Hinsehen sind die Unterschiede aber erstaunlich gering. Zeix, Agentur für Usability und User Education, hat eine Untersuchung durchgeführt, bei der je fünf Vertreter aus den beiden Lagern – den Digital Natives und den Digital Immigrants – die gleichen Aufgaben am Computer lösen mussten. Die Digital Natives waren zwischen 14 und 19 Jahre alt. Bei den Immigrants wurden Personen zwischen 56 und 65 Jahren zum Test hinzugezogen, die 10 bis 30 Jahre Erfahrung im Umgang mit Computern hatten und die technische Entwicklung über weite Strecken selbst miterlebt haben.

Bezüglich der Bildung und der sozialen Verhältnisse bestand in beiden Gruppen eine grosse Streuung: vom Maturanden bis zur Migrantin, vom Handwerker zur Controllerin. Dabei unterscheidet sich das Nutzungsverhalten der Testpersonen kaum voneinander. Alle fünf Natives hatten ein Facebook-Konto, bei den Immigrants waren es zwei. Dafür war der Einzige, der ausser Facebook auch andere soziale Netzwerke wie Twitter, Myspace, Xing und LinkedIn nutzt, ein 60-jähriger Berufsschullehrer. Skype wiederum wurde in beiden Gruppen ungefähr gleich häufig genutzt. Grössere Unterschiede zeigten sich bei Chat-beziehungsweise Instant-Messaging-Diensten, die bei den Natives wesentlich häufiger zum Einsatz kommen. Dafür nutzen Immigrants eher Onlinebanking, Trading und Auktionsplattformen, was angesichts ihres höheren Einkommens wenig erstaunt.

Im Fokus der Tests standen die Unterschiede im Auffinden von Wissen, das technische Verständnis, die Fähigkeit zum Selbstschutz, der Umgang mit Anwendungen und das Problemlöseverhalten. Beispiel: In der ersten Frage sollten die Testpersonen die Adresse ihres Bekannten Kevin B. in Zürich Wiedikon nachschlagen und anschliessend herausfinden, wie sie mit dem öffentlichen Verkehr zu seinem Wohnort gelangen. Der Lösungsweg war ihnen freigestellt. Die Immigrants lösten diese Aufgabe mit erkennbarer Routine über das Web. Zuerst suchten sie in einem Telefonverzeichnis nach der Adresse, liessen sich die Adresse auf einer Karte anzeigen und suchten anschliessend eine passende Verbindung zur nächst-

gelegenen Haltestelle. Für die Natives dagegen war diese Aufgabe ungleich schwieriger. Normalerweise würden Natives den Bekannten per SMS nach seiner Adresse fragen. Im Internet benötigten sie deutlich mehr Zeit als die Immigrants, wobei zwei Jugendliche die Aufgabe nur mit Unterstützung bewältigten.

Der Test zeigt: Die junge Generation verfügt weder über ein besseres technisches Verständnis, noch verarbeitete sie Informationen schneller. Im Internet hatten die Jugendlichen einen Vorsprung bei der Wahrung ihrer Privatsphäre. Bei der Registrierung unterschieden sich Natives und Immigrants deutlich: Die Natives füllten ausschliesslich Pflichtfelder aus und deaktivierten die Checkbox für das Newsletter-Abo. Bei den Immigrants hingegen füllten vier von fünf Testpersonen alle Felder der Profildseite nahezu vollständig aus und liessen auch das voreingestellte Newsletter-Abo bestehen. Dies widerspricht der oft gehörten Meinung, dass Datenschutz und Privatsphäre für Natives keine Rolle spielen. Alle fünf Natives gaben an, mit persönlichen Angaben im Internet immer sehr zurückhaltend zu sein. Sie füllen generell nur Pflichtfelder aus und machen notfalls auch falsche Angaben, wenn etwas gefragt wird, was sie nicht preisgeben wollen, wie etwa ihre Handy-Nummer oder Wohnadresse. Die technischen Risiken aber schätzten sie nicht besser ein als die Immigrants. Die Ergebnisse decken sich mit den bisherigen Erfahrungen von Zeix: Das Vorwissen über bestimmte Onlinedienste, Produkte und Prozesse spielt eine grössere Rolle bei der Internetnutzung als die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Altersgruppe. Usability-Hürden sind für beide Gruppen gleich gross. Dass die Jungen es «sowieso können» ist ein Mythos.

Quelle: Medienmitteilung Zeix, 24.11.2010)

«Bill Gates wird immer reicher»

In Romanshorn, Bellinzona und in Genf haben die jugendlichen Teilnehmer des PubliTalk den Eindruck erweckt, sich mit dem Internet arrangiert zu haben. Sie glauben, seine Gefahren zu kennen. Es bleiben virtuelle Gefahren, weil die Erfahrung eines effektiven Schadens fehlt. Noch ist keiner ihrer Freunde oder Bekannten illegalen Downloads wegen jemals gebüsst worden. Unvorsichtig, spielsüchtig, zu gutgläubig oder zu exzessive Selbstdarsteller sind meist nur andere. So wie es hauptsächlich andere sind, Jüngere vor allem, für welche diese Jugendlichen einen besseren Schutz vor Pornographie und Gewaltverherrlichung erwirken möchten. Sich selber empfinden sich nicht als gefährdet.

Doch gerade weil das Internet für sie inzwischen zu einem Begegnungsraum geworden ist, der nicht viel spektakulärer ist als der Pausenplatz im wahren Leben, laufen Jugendliche Gefahr, allzu unbekümmert damit umzugehen. Denn dass das Internet gleichzeitig auch ein hart umkämpfter Markt ist, dass hinter Social medias wie Facebook knallharte Businessmodelle stehen und jeder Nutzer eine potentielle Geldquelle darstellt, das blenden sie beinahe vollständig aus. In den meisten Gruppen stossen solche Fragen auf blankes Desinteresse: «Werbung, die auf mich zugeschnitten wäre? Ist mir noch nie aufgefallen», ist eine typische Reaktion, oder: «Was geht es mich an, wenn Bill Gates bei jedem Klick, den ich tue, noch reicher wird?»

Überflüssig wäre die von den Erwachsenen geforderte Erziehung zum bewussten Umgang mit dem Internet also eigentlich nicht. Es müsste aber, damit sie bei diesen Jugendlichen überhaupt ankommt, ausgesprochen intelligent gemachte Medienerziehung sein. Sie müsste beispielsweise aufzeigen, dass das Risiko bei der Internetnutzung längst nicht nur mit dem zu tun hat, was der Einzelne bewusst von sich preisgibt. Denn gesammelt und verwertet werden, von den immer schnelleren, immer allgegenwärtigeren digitalen Medien auch unbewusst hinterlassene, oder von Dritten zur Verfügung gestellte Spuren.

In der guten digitalen Stube

Wie prägen die neuen Medien unsere Art zu lernen, zu lieben, zu kommunizieren und zu denken? Wie beeinflusst der «digital turn» unsere sozialen Beziehungen und unsere Identität, wie Politik und Demokratie? Wie verändern sich Wirtschaft und Arbeitswelt? Was wird im Digitalzeitalter anders? Und was bleibt gleich? Im Rahmen der Ausstellung «Home – Willkommen im digitalen Leben», hat das Stapferhaus Lenzburg einen reichen Fundus an Informationen, Expertenmeinungen, Statistiken und insbesondere auch didaktische Materialien zum Thema neue Medien zusammengetragen.

<http://home.stapferhaus.ch>

Mitglieder der Begleitgruppe

Dr. Fulvio Caccia, Präsident TA-SWISS (Präsident der Begleitgruppe)

Florence Bettschart, Fédération Romande des Consommateurs, Lausanne

Dr. Thomas Dübendorfer, Google, Zürich

Prof. Christa Dürscheid, Deutsches Seminar, Universität Zürich

Dr. Olivier Glassey, Informationsstelle Wissenschaft, Politik und Gesellschaft, Universität Lausanne

Stéphane Koch, Internet Society, Genf

Prof. Friedemann Mattern, Department of Computer Science, Institut for Pervasive Computing, ETH Zürich

Prof. Thomas Merz-Abt, Pädagogische Hochschule Zürich (PHZH)

Dr. Gérald Page, Brown & Page, Avocats, Genf

Prof. Bernhard Plattner, Institut für Technische Informatik und Kommunikationsnetze, ETH Zürich

Charlotte Sgier de Cerf, Büro für Koordination der Informatikgesellschaft, BAKOM, Biel

Dr. Pascal Sieber, Die Förderagentur für Innovation KTI, Bern

Detlef Vögeli, Stapferhaus, Lenzburg

Herausgeber:
Zentrum für Technologiefolgen-Abschätzung
Brunngasse 36
CH-3011 Bern
info@ta-swiss.ch
www.ta-swiss.ch